

VINCENT **KLIESCH**

Nach einer Idee von

SEBASTIAN **FITZEK**

**DIE  
FREQUENZ  
DES TODES**

**AURIS**

THRILLER

DROEMER\*

## Kapitel 3

Jonathan war in seine Pantoffeln geschlüpft. Endlich raus aus diesen muffigen Turnschuhen mit den abgetretenen Sohlen, die er ebenso ungern trug, wie er das steife Hemd und die Krawatte getragen hatte. Damals, als er noch hauptberuflich in der Klinik gearbeitet hatte. *Ein weiterer Vorteil der Selbständigkeit.* Ein paar Notizen wollte er sich noch machen, auch wenn die Sitzung mit Justin eher nicht zu denen gehörte, deren Verlauf und Ergebnis er bis zum nächsten Termin vergessen haben könnte. Doch die Dokumentation des Therapieverlaufs gehörte nun mal zu seinen Aufgaben. Jonathan gähnte. *Drei Sitzungen in Folge, und das auch noch an einem Samstag.* Aber was sollte er tun? Der Umzug des Therapieraums ins Souterrain hatte Geld verschlungen, ebenso der Ausbau des Dachbodens. So blieb Jonathan kaum etwas anderes übrig, als auch noch am Samstag Termine zu vereinbaren. Zudem waren viele seiner Patienten berufstätig, so dass ihnen die Sitzungen am Wochenende entgegenkamen. *Nicht mal eine einzige Tasse Kaffee habe ich bisher trinken können.* Luisa, die seit etwa einem Jahr zu ihm in die Therapie kam, hatte am Abend zuvor einen unerwarteten Anruf von diesem Kerl bekommen, der sie erst geliebt, dann betrogen, sich anschließend mit ihr verlobt und sie dann wegen ihrer eigenen Schwester verlassen hatte. Luisa war außer sich gewesen und hatte nicht aufhören können, abwechselnd wie ein

Wasserfall zu reden und zu weinen. Jonathan war froh gewesen, seine Patientin zumindest so weit stabilisieren zu können, dass sie keine Medikamente brauchte.

Danach war Kurt gekommen, der als Teenager einen tödlichen Verkehrsunfall verschuldet hatte. Kurt hatte mal wieder in den schillerndsten Farben von seiner Studienkollegin erzählt, mit seinen schwärmerischen Worten aber offenkundig deren älteren Bruder gemeint. Nur, dass er sich dies selbst immer noch nicht eingestand. *Dann wollen wir mal!* Gerade, als Jonathan seinen Laptop aufgeklappt hatte, wurde er aus seiner Konzentration gerissen.

„Sie ist weg!“, schallte es von oben, und hektische Schritte bewegten sich in Jonathans Richtung.

Es war nicht das, was seine Frau gesagt hatte. Es war die Art, *wie* sie es gesagt hatte. Die Angst, die Not, die Verzweiflung in ihrer Stimme. Sofort legte Jonathan seinen Laptop beiseite, sprang aus dem Sessel auf und eilte in den Flur seiner Praxis.

„Schatz? Was ist denn los?“

Cecile war am oberen Treppenabsatz angekommen und stürzte zu Jonathan hinunter.

„Selma! Sie ist weg, ihre Wiege ist leer. Und überall ist Blut!“

„Was?!“

Cecile hatte das Souterrain erreicht. Mit ungebremstem Schwung warf sie sich Jonathan in die Arme und umklammerte ihn so fest, dass er sich kaum noch bewegen konnte. Er erwiderte die Umarmung mit sanfterem Druck und gab Cecile einen Kuss auf

den Nacken, wie er es immer tat, wenn sie Angst hatte oder traurig war.

„Schnell, wir müssen sie finden! Bitte, Jonathan, tu was!“

„Das kann doch gar nicht sein!“

Jonathan spürte, wie sich alles um ihn zusammenzog. Der Raum, die Luft, sein eigener Körper, alles schien sich mit einem Mal um ihn zu winden wie ein Python, dessen Würgegriff mit jedem Atemzug fester und fester wurde.

„Bitte, bitte! Jonathan, tu was! Irgendwas!“ Cecile schien dem Zusammenbruch nahe, so außer sich wirkte sie.

„Du sagst, es ist Blut in der Wiege?“ Jonathan versuchte sich zu fokussieren, den Python abzuschütteln, nicht in Panik zu geraten.

„Selma!“ Cecile klang verzweifelt, Tränen flossen ihr aus den Augen.

„Warte hier!“

Jonathan löste sich aus Ceciles Umklammerung und rannte die Treppe in den ersten Stock hinauf. Er stürzte ins Kinderzimmer und beugte sich schwer atmend über die Wiege.

*Nein, das darf nicht wahr sein! Wo kommt das Blut her?*

*Verdammt, bitte nicht!*

Hastig warf er einen Blick ins angrenzende Schlafzimmer, in dem nichts Ungewöhnliches zu sehen war. Er überprüfte das Badezimmer und sah nach oben zum Dachgeschoss, in dem sich früher seine Praxis befunden hatte. Mit einem Kontrollgriff an seine Hosentasche vergewisserte er sich, dass er den Schlüssel für den Raum noch bei sich trug. *Den habe nur ich, da kommt außer mir niemand rein. Vielleicht ist sie unten?*

Jonathan lief zurück, die Treppe nach unten. Er riss die Tür zum Wohnzimmer auf, in dem Cecile um diese Zeit sonst immer mit Selma im Arm auf der Couch lag und eine der Kinder-CDs hörte, die das Baby noch gar nicht verstehen konnte, die Cecile aber ein wohliges Gefühl bereiteten. Die Wolldecke, die sie sich dabei gern über die Beine warf, lag noch genauso zerknüllt über der Sofalehne, wie sie am Abend zuvor dort liegen geblieben war. Doch von Selma war auch hier weder etwas zu sehen noch zu hören. Zurück also in den Flur, wo Jonathans Blick auf die Küchentür fiel. *Aber wie sollte die Kleine denn da hingekommen sein?* Es war egal, er würde jeden Winkel des Hauses nach Selma absuchen. Doch auch die viel zu kleine und viel zu altmodisch eingerichtete Achtzigerjahre-Küche war menschenleer, und nichts deutete darauf hin, dass hier etwas Ungewöhnliches geschehen wäre.

„O Gott, Cecile ...“, hauchte er leise genug, damit sie es nicht hören konnte.

„Wie ist der Code für das Handy? Ich muss sofort die Polizei rufen!“

Ceciles Worte ließen Jonathan aufhorchen. Eilig stürmte er aus der Küche. „Was hast du da?“

Cecile hielt ein altes iPhone aus der ersten Generation in der Hand. „Das lag in deinem Sprechzimmer, es hing am Ladekabel.“

„Leg das bitte weg.“ Jonathan sprach schlagartig ruhiger und verlangsamte seine Schritte.

„Was redest du da? Die Polizei muss sofort kommen und uns helfen!“

„Nein, das muss sie nicht! Leg einfach das Handy wieder weg.“ Jonathan sprach mit Cecile, wie er auch mit einer Frau gesprochen hätte, die im Begriff war, sich von einem Hausdach zu stürzen.

Ungeachtet seiner Worte aktivierte sie das Mobiltelefon und stellte fest, dass sie keine PIN benötigte, um zumindest einen Notruf abzusetzen.

„Stopp!“ Jonathan rief so laut, dass Cecile zusammenzuckte. „Entschuldige bitte, ich wollte dich nicht erschrecken, mein Schatz. Leg bitte jetzt das Handy weg. Ich weiß, was zu tun ist.“ Sie sah ihn an, als wäre er ein Fremder. So, als sei er soeben in einer dunklen Gasse aus einem Versteck hervorgeschossen und hielte ihr ein Messer an die Kehle. Bereit dazu, sie jeden Augenblick aufzuschlitzen. Nur, dass hier nicht ihr Leben in Gefahr war, sondern Selmas.

„Aber ... das ist doch wohl nicht dein Ernst?“

„Cecile, wir haben darüber geredet. Du darfst mit niemandem außerhalb dieses Hauses über das Baby sprechen!“

„Außerhalb dieses Hauses?“ Cecile sah Jonathan entgeistert an.

„Bist du völlig ...?“

Und noch bevor Jonathan antworten konnte, hatte seine Frau auch schon den Notruf betätigt. Das Freizeichen war aus dem Telefon zu hören. Jonathan schüttelte ungläubig den Kopf und fuhr sich mit zittriger Hand durchs Haar. Dann sah er Cecile mit einem Blick an, als zerreiße es ihm das Herz, bevor er ihr ebenso sanft wie klar entgegnete: „Es tut mir leid, mein Engel, aber ich darf nicht zulassen, dass du Hilfe rufst!“

## Kapitel 4

Cecile

Cecile sah Jonathan betont ruhig auf sich zukommen. So, als hätte sie sich in eine giftige Schlange verwandelt, die in sein Haus gekrochen war und die er fangen musste, ohne sie aufzuschrecken. Der Anblick erschien ihr irreal, aber darauf kam es jetzt auch nicht mehr an. Denn absolut alles, was Cecile gerade wahrnahm, erschien ihr irreal. Das dumpfe Summen, das in ihrem Kopf klang, seit sie in die leere Wiege gesehen hatte, wollte nicht verstummen, und ihr Körper fühlte sich an, als könne er sich jeden Augenblick in die Luft erheben, so leicht und bedeutungslos schien er zu sein.

Verzweifelt und verloren stand Cecile in ihrem rot befleckten Morgenmantel mit blutigen Händen zwischen den Töpfen mit den Zimmerpflanzen, den überall wild im Flur abgestellten Schuhen und den auf dem Boden herumliegenden Kuscheltieren, für die es nun vielleicht niemals mehr Verwendung geben würde.

„Schatz, bitte leg auf!“ Jonathan kam immer näher.

„Mein Baby braucht Hilfe, und die wird es bekommen!“

Ceciles Blick und der Klang ihrer Stimme schienen Jonathan klar gemacht zu haben, dass er nicht die geringste Chance hatte, sie von dem Notruf abzuhalten. Jedenfalls bemerkte sie, dass sich etwas an seiner Körperhaltung veränderte. Das Sanfte,

Väterliche, das er jedes Mal annahm, wenn er sie sah, schien verschwunden.

„Notruf Berliner Feuerwehr, wo genau ist der Notfallort?“, klang es aus dem Handy.

„Hilfe, mein Baby ist weg. Hier ist nur ... Blut ...!“ Cecile sprach so klar, als wäre sie ein Roboter.

„Bitte bewahren Sie Ruhe, wo ist der Notfallort?“

Cecile wollte gerade die Adresse durchgeben, als sich Jonathans Gesicht zu einer verzweifelten Fratze verzog, er ansatzlos auf sie zustürzte und versuchte, ihr das Handy aus der Hand zu reißen. Reflexartig zog sie das Telefon weg, wobei es zu Boden fiel. Als Jonathan sich danach bückte, fiel Ceciles Blick auf die blaue Vase, die eingestaubt auf dem Schuhschrank direkt vor ihr stand. *Ich weiß nicht, wer dieser Mann da ist. Er hat so gar nichts mehr von Jonathan, meinem liebevollen Helden.* Intuitiv griff Cecile nach der Vase und schlug sie Jonathan auf den Hinterkopf.

Mit einem hellen Aufschrei ließ er von dem Handy ab und fasste sich an den Kopf. Cecile griff das Telefon vom Boden, atmete tief durch und schüttelte sich. Dann rannte sie auf die Schiebetür zu, durch die sie in den Garten gelangen würde. Doch sie benötigte kostbare Sekunden, um die schwergängige Tür aufzuschieben, so dass Jonathan ihr nun wieder dicht auf den Fersen war. Im Laufen nahm sie das Handy ans Ohr.

„Mein Baby ist weg. Überall ist Blut! Sie müssen mir helfen!“

„Das habe ich verstanden. Wo ist der Notfallort?“

Während Cecile die Adresse zu nennen versuchte, hatte Jonathan sie auch schon erreicht. Sie spürte den Ruck, mit dem

er sich von hinten auf sie stürzte. Sie fiel zu Boden, das Handy noch immer fest umklammert. Die Stimme des Mannes von der Leitstelle drang zu ihr, als Jonathan das Telefon an sich riss. Noch einmal versuchte sie mit aller Kraft, dem Mann vom Notruf etwas zu sagen, als Jonathan das Telefonat beendete, das Handy deaktivierte und es in seine Hosentasche steckte.

„Warum?“ Cecile wimmerte, während sie noch immer mit aller Kraft versuchte, sich ihrem Mann zu entwinden.

„Vertrau mir!“

Jonathan, dessen Kräften Cecile nichts entgegenzusetzen hatte, fasste sie und zog sie vom nasskalten Boden hoch. Sein fester Griff umklammerte ihre Handgelenke wie ein Schraubstock.

„Was passiert denn hier bloß?“ Cecile liefen Tränen übers Gesicht.

„Ich bringe dich nach oben in die ehemalige Praxis. Da ist alles vorbereitet.“

„Vorbereitet?“

„Du wirst es verstehen, wenn es so weit ist.“

*Bitte, lass das alles nur ein böser Traum sein!*

Cecile schloss die Augen, als würde sie dies aus einem Schlaf erwecken, den sie gar nicht schlief. Noch einmal versuchte sie sich loszureißen, doch die trainierten Boxerhände ihres Mannes ließen ihr keine Chance. In kürzester Zeit hatte Jonathan sie ins Dachgeschoss getragen. Im Flur setzte er sie ab, ohne sie loszulassen, zog mit einer Hand den Schlüssel zu seiner ehemaligen Praxis aus der Hosentasche und stieß die Tür mit dem rechten Fuß auf.

„Was ist das denn?“ Cecile riss die Augen auf.

Der Raum unter dem Dach hatte für Jonathans Patienten noch vor wenigen Wochen eine behagliche Therapieatmosphäre verbreitet. Jetzt war er wie ein Behandlungszimmer eingerichtet, das trotz seiner medizinischen Zweckmäßigkeit offenbar dennoch so etwas wie Wohlbefinden vermitteln sollte. Ausgelegt mit praktischem Laminat, in beruhigendem Blau gestrichen und mit Bildern von Blumen und Seen an den Wänden. Kein Tageslicht fiel mehr in den Raum, vor die Fenster waren Metallplatten geschraubt. Es roch nach Desinfektionslösung und Wandfarbe, und das gedämpfte Licht der Lampen flackerte leicht; ein leises Surren kam von dem Kühlschrank neben der Badezimmertür. Cecile sah die Kisten mit den Wasserflaschen, die Mikrowelle, das IKEA-Regal mit den Lebensmitteln darin und das Geschirr. Dann zog Jonathan sie vom Flurboden hoch und zertrümmerte sie in den Raum. Ceciles Blick fiel auf Puppen und Kuschtiere, ihren Bademantel, die Körperpflegeartikel und den Kleiderständer, an dem die Sachen hingen, die sie nach Selmas Geburt in die Säcke für die Altkleidersammlung gegeben hatte. *Er hat das hier alles von langer Hand geplant und vorbereitet!* Ein gedämpfter Schrei riss Cecile aus ihren Gedanken. Erst jetzt wendete sie ihren Blick auf etwas in diesem unheimlichen Raum, das ihr noch nicht aufgefallen war. Auf *jemanden*, der ihr bislang nicht aufgefallen war!

„Aber das kann doch nicht ...“ Die Worte blieben ihr im Halse stecken.

In einem Krankenbett, das ganz hinten im Raum unter der Dachschräge stand, lag jemand. Ein Mensch, den Cecile nur allzu gut kannte. Und den sie seit ihrer Hochzeit nicht mehr gesehen hatte.

„Mama? Was machst du denn hier?“

Ceciles Mutter antwortete nicht. Sie lag an Händen und Füßen gefesselt auf dem Bett und starrte an ihrer Tochter vorbei mit angsterfülltem Blick auf Jonathan.

„Was hast du mit meiner Mutter gemacht?“

Jonathan versuchte ganz offensichtlich, so sanft wie möglich zu klingen. „Um Petra geht es hier nicht!“

Cecile sah noch einmal in die verängstigten Augen ihrer Mutter, bevor sie ebenso bang wie nachdrücklich fragte: „Wo ist mein Baby?“

Endlich ließ Jonathan die Handgelenke seiner Frau los. Und auf einmal veränderte sich sein Blick, wurde weich und mitfühlend. Seine Augen füllten sich mit Tränen, und mit brüchiger Stimme, die Cecile zum letzten Mal an ihm wahrgenommen hatte, als er ihr vor dem Standesbeamten das Jawort gegeben hatte, schluchzte er:

„Alles wird gut, meine Liebe. Denk nicht mehr an das Baby, es wird alles wieder in Ordnung kommen. Es tut mir so leid, aber irgendwann wirst du das hier alles verstehen!“

## Kapitel 5

Hegel

*Drei Tage später*

Das Hallen der Schritte drang vom Gefängnisflur an Matthias Hegels Ohren, als wolle es wie ein Bote vorausseilen, der das Eintreffen seines Herrn zu verkünden hatte.

*Er trägt immer noch diese Schuhe mit den kleinen Metallplatten an den Fersen. Aber die Schritte mit rechts klingen weiter und zügiger als die linken. Und er rollt links nicht richtig ab. Er scheint sich den Knöchel verletzt zu haben. Wenn er in dieser Geschwindigkeit weitergeht, klopft es in acht Sekunden an meine Tür. Acht.*

Hegel war in Jeans und T-Shirt gekleidet, womit er sich unter normalen Umständen in etwa so fühlen würde, als habe man ihm ein Tigerkopf-Tattoo in den Nacken gestochen. Doch zum Tragen seiner Maßanzüge und Designermode boten sich dem Forensiker nicht allzu viele Anlässe. Nicht hier in der Untersuchungshaftanstalt Moabit.

*Sieben.*

Hegel sah durch die vergitterten Fenster seiner Zelle auf den Hof hinaus. Es war noch früh, dennoch herrschte bereits reges Treiben da unten. Männer, die sich nach Nationalität, religiöser Überzeugung, begangenen Straftaten oder anderen willkürlich

gewählten Kriterien zu kleinen Gruppen zusammenraufen, in denen sie darüber berieten, aus welchen Gründen ihre jeweilige Zusammensetzung eine bessere sei als die der anderen. *Männergebaren, Revierkampf.* Und dazwischen die armen Hunde, die nicht kriminell waren, sondern einfach nur Mist gebaut hatten. Chronische Schwarzfahrer, kleine Steuersünder, Ladendiebe. *Was für ein gottverdammter Ort zum Leben.*

*Sechs. Fünf. Vier.*

Hegel betrachtete seine Fingernägel. Sie waren zu lang und stellenweise dreckig. Als er sich mit der Hand durchs Haar fuhr, wurde er daran erinnert, dass seine früher stets akkurate Frisur nun ungeordnetem, viel zu langem Gestrüpp gewichen war. In der Welt da draußen standen Friseure, Maniküristen und Herrenschneider in seinem Adressbuch auf den vorderen Seiten, doch was nützte ihm das hier in seiner Zelle? Auf diesen mickrigen paar Quadratmetern, auf denen der geniale Phonetiker seit seiner Verurteilung nun insgesamt schon länger als ein Jahr einsitzen musste. Wegen eines brutalen Mordes, den er zunächst gestanden und von dem er später behauptet hatte, ihn doch nicht begangen zu haben.

*Drei. Zwei.*

Draußen sprach jemand zu dem Vollzugsbeamten, der den Gast zu Hegels Zelle begleitet hatte.

„Ich möchte allein mit ihm sprechen.“

*Eins.*

Es pochte an die Tür, und gleich darauf wurde sie von außen geöffnet.

„Sie haben also endlich das Rauchen aufgegeben, Oswald. Sehr gut, ich gratuliere.“ Hegel drehte sich nicht zu seinem Gast um.

„Mit dem jahrelangen Nikotinkonsum haben Sie die Schleimhäute geschädigt. Und wenn die Stimmbänder nicht mehr von Schleimhäuten geschützt werden, reiben sie aneinander. Davon schwellen sie an, was irgendwann zur typischen Raucherstimme führt. Glücklicherweise regenerieren sich unsere Schleimhäute ziemlich schnell. Wenn ich das Ausmaß der Verbesserung Ihrer Stimme zwischen unserem letzten Treffen und heute vergleiche, dann schätze ich, dass Sie seit zwei Monaten rauchfrei sind.“

Der Besucher regte sich nicht.

„Neun Wochen, um genau zu sein.“

Keine Reaktion.

„Und was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs? Ich vermute, das LKA hat einen gewichtigen Grund.“ Erst jetzt wandte sich Hegel seinem Besucher zu.

Der Erste Kriminalhauptkommissar Oswald Holder war etwas kräftiger geworden, seit Hegel zuletzt mit ihm zusammengearbeitet hatte. Es musste etwa drei oder vier Jahre her sein. Damals war es um ein Erpresservideo gegangen, ein Maskierter hatte einer Supermarktkette angedroht, deren Produkte zu vergiften. Hegel hatte hören können, dass der Täter aus Dänemark stammte, aber in Mannheim aufgewachsen sein musste. Seine Aussprache wies auf eine operierte Gaumenspalte hin. Die aus diesen Erkenntnissen resultierende

Rasterfahndung hatte innerhalb von weniger als zwei Stunden zur Identifizierung und Festnahme des Täters geführt.

„Ich komme nicht gern zu Ihnen, das können Sie mir glauben. Schon gar nicht in dieser Angelegenheit.“

„Das klingt ernst.“

Holder hielt die Arme hinter dem Rücken verschränkt. In seiner Daunenjacke wirkte er auf Hegel, als habe seine Frau ihn angezogen, sogar einen Schal hatte er umgebunden, was Hegel angesichts der eher milden Temperaturen übertrieben vorkam. *Aber so war er schon immer. Stets auf alles vorbereitet. Kritisch, misstrauisch und unnahbar.* Oswald Holder, der als einer der Jahrgangsbesten die Ausbildung für die höhere Polizeiaufbahn abgeschlossen und sich im LKA schnell hochgearbeitet hatte.

„Vor drei Tagen ist bei der Leitstelle ein Notruf eingegangen. Eine völlig aufgelöste Frau hat berichtet, dass ihr Baby verschwunden und alles voller Blut sei. Kurz danach wurde der Anruf unterbrochen. Der Disponent hat den Vorfall zunächst als einen *Vierundzwanzig* eingestuft.“

Hegel zog die linke Augenbraue hoch. „Der Berliner Polizeiapparat benötigt meine Hilfe für eine mögliche Fehlgeburt?“

„Warten Sie es ab! Nach dem Tauwetter und dem Scheißregen am Samstag sind überall in Berlin Wasserrohre geplatzt. Und es gab einen Autounfall nach dem anderen. Die Mitarbeiter der Notrufleitstelle mussten ohne Pause Anrufe entgegennehmen, da wäre dieser vermeintliche *Vierundzwanzig* beinahe untergegangen.“

„Aber dennoch hat er offenbar seinen Weg ins LKA gefunden.“

„Der Leitstellenmitarbeiter hat selbst Kinder. Deswegen ist ihm dieser Anruf nicht aus dem Kopf gegangen. Auch, weil danach kein zweiter Notruf in der Sache mehr kam. Er hat sich dann nach Feierabend noch mal den Mitschnitt angehört, und dabei ist der Eindruck entstanden, dass die Frau mit jemandem gekämpft haben könnte. Danach ist ihm die Sorge gekommen, dass sie mit dem Satz ‚*Mein Baby ist weg*‘ eine Entführung gemeint haben könnte.“

Hegel sah seinen Gast so teilnahmslos an, wie es ihm möglich war. „In der Leitstelle der Berliner Feuerwehr gehen an einem ganz normalen Tag etwa dreitausend Anrufe ein, die zu etwa tausendfünfhundert Einsätzen führen. Am Samstag dürften es noch einige mehr gewesen sein. Also, Oswald, was war an diesem Notruf einer unbekanntenen Frau so besonders, dass Sie hier bei mir in der Zelle auftauchen?“

„Wir haben wie gesagt Grund zu der Annahme, dass es sich um eine Kindesentführung handelt.“

*Holders Blick weicht aus, seine Augen werden glasig, er spricht leiser und etwas brüchig.*

Hegel beugte sich ein paar Zentimeter zu seinem Gast vor. „Sie werden mich ja wohl kaum wegen einer simplen Kindesentführung um Hilfe bitten.“

„Natürlich nicht.“

Hegel lächelte süffisant. „Nun, dann lassen Sie mal die Katze aus dem Sack.“

„Wir vermuten, dass in dieser Angelegenheit *Remus* die Hände mit im Spiel hat.“

Hegel verharrte kurz in seiner Haltung, setzte sich dann auf die Tischkante und dachte einen Augenblick lang nach.

„Das erklärt allerdings einiges ...“

„Sie verstehen also, wie ernst die Lage ist?“

„Allerdings, Oswald. Allerdings! Wie lange ist diese unangenehme Sache jetzt her?“

Holder musste nicht überlegen. „Ziemlich genau zehn Jahre.“

„Wie doch die Zeit vergeht. Also, wenn Ihre Vermutung zutrifft, sitzen Sie tatsächlich ziemlich tief in der Scheiße! Ich wüsste nur beim besten Willen nicht, wie ich Ihnen helfen sollte.“

„Hegel, ich spüre, dass wir dieses Mal eine echte Chance haben, Remus das Handwerk zu legen! Ihre Aufgabe wäre es einfach nur ...“

„... diesen Notruf zu analysieren?“ Hegel zuckte mit den Schultern. „Warum sollte ich das tun?“

„Wir können diesen Anruf nicht zurückverfolgen. Sie sind unsere beste Chance, herauszufinden, wo sich diese Entführung abgespielt hat. Aber wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.“

Hegel erhob sich von der Tischkante, steckte die Hände in die Hosentaschen und wendete seinen Blick wieder auf den Gefängnishof. „Ich bin nicht interessiert!“

Hegel hörte, wie Oswald Holder etwas aus seiner Jackentasche zog. „Sie wollen also lieber hier drinnen versauern?“

Er vernahm das Klicken eines Knopfes, der gedrückt wurde. Unmittelbar darauf erklang Rauschen, dann ein Freizeichen und

schließlich der Mitschnitt des Notrufs, den die Leitstelle drei Tage zuvor aufgezeichnet hatte. Nachdem die Aufzeichnung verklungen war, schloss Hegel die Augen und schwieg mehrere Sekunden lang.

„Was hat die Ortung des Handys ergeben?“, fragte er schließlich.

„Wir wissen nur, in welche Funkmasten sich das Gerät eingeloggt hat. Diese Gegend ist dünn besiedelt. Wir haben einen Umkreis von über fünfzehn Kilometern, in dem der Anruf abgesetzt worden sein muss. Vom Berliner Westen bis nach Brandenburg rein. Wir müssen das Suchgebiet unbedingt eingrenzen.“

„Und zwar mithilfe der Informationen, die ich aus diesem Telefonat heraushören kann.“ Hegel lächelte in sich hinein.

Dieser Holder hatte ihn noch nie leiden können, auch wenn er stets versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Den hochbegabten Diplomatensohn, den Millionenerben, der schon im Alter von vierzehn Jahren in mehr Ländern gelebt hatte, als Holder vermutlich je bereisen würde. Den stets perfekt gekleideten Gentleman mit dem absoluten Gehör, der mehrere Fremdsprachen aktiv beherrschte und noch einige mehr verstehen konnte. Der nicht nur ein hervorragender Analytiker, Arzt und Psychologe war, sondern auch noch großgewachsen und attraktiv. Allesamt Attribute, über die Holder nicht verfügte. Holder, der schon während der Schulzeit die Klassenkameraden verpiffen hatte, wenn sie voneinander abgeschrieben oder den Unterricht geschwänzt hatten. Einer, dem es körperliche Schmerzen bereitete, wenn er auch nur beim *Mensch ärgere dich nicht* verlor. Einer, der für Niederlagen andere verantwortlich

machte, Erfolg nicht teilen wollte und eine Sache mit Gewissheit ganz und gar nicht gern tat: den Freak, der an der Stimme eines Menschen erkennen konnte, wann dieser zum letzten Mal eine Zigarette geraucht hatte, in einem Fall um Hilfe zu bitten, den er selbst vor zehn Jahren mit Pauken und Trompeten vergeigt hatte. „Ich verstehe das nicht.“ Hegel drehte sich zu Holder um. „Sie bemühen sich persönlich in die jämmerliche Zelle eines Kerls, mit dem Sie schon lange nicht mehr zusammengearbeitet haben, und bitten mich um Hilfe? Gibt es in Deutschland keine anderen phonetischen Forensiker mehr?“

„Schon, aber Sie sind der Beste! Und ich brauche den Besten.“

„Wie auch immer, ich bin nicht interessiert.“

„Verdammt!“ Holder trat gegen den einzigen Stuhl in der kleinen Zelle, der scheppernd umfiel. „Wissen Sie eigentlich, worum es hier geht?“

Hegel ließ sich von Holders Ausbruch nicht beeindrucken. „Um das Leid der Welt? Seit ich hier festsitze, bin ich kein Teil dieser Welt mehr. Warum sollte mich also ein entführtes Baby interessieren? Jeden Tag passieren Millionen schrecklicher Dinge. Was gehen die mich hier in meiner kleinen Zelle an?“

Hegel genoss die Situation. Er wusste, dass Holder ihn jetzt am liebsten angeschrien hätte. Ihn nur allzu gern als arroganten Dreckskerl beschimpft, angespuckt, ihm vielleicht sogar in die Fresse geschlagen hätte. Sich all das verkneifen zu müssen bereitete dem Kommissar vermutlich kaum weniger Schwierigkeiten, als es das Aussprechen der folgenden Frage tat: „Was wollen Sie für Ihre Hilfe haben?“

Hegel nickte anerkennend. „Nun, wenn Sie tatsächlich so dringend auf meine Analyse angewiesen sind, müssen Sie mir schon eine interessante Gegenleistung bieten.“

„Und die wäre?“

Ein Lächeln breitete sich auf Hegels Gesicht aus. Wie wunderbar es war, diesen Kerl in seiner Winterjacke da stehen zu sehen. Zu wissen, dass er auf ihn angewiesen war. Wie ein Vater seinen Sohn sah Hegel den Kommissar an, bevor er ihn mit spöttischem Unterton fragte: „Können Sie sich das denn nicht denken, Oswald?“